„Bitte."

Sie schritten nebeneinderher, und Georg kam gar nicht zu sich selber.

„Ich arbeite jetzt in Polles Laden", begann sie, weil man doch etwas reden mußte.

„Ich habe es gewußt."

„Wahrhaftig?"

„Nun, du weißt ja", sagte er und legte Bedeutung in seine Worte, „die Leute reden über alles"

„Das stimmt."

Er hob den Kopf zu einem schnellen, prüfenden Blick. Nichts verriet sie. Sein Gesicht, das die Freude schon glatt gezogen hatte, faltete sich wieder. Wie lange dauerte es denn noch, bis er herausgebracht hatte, woran er war.

Er gab sich einen Stoß: „Wenn es nur nicht wahr ist, was die Leute über dich sagen."

„Was sagen sie denn?"

„Ein junger Mann sei hinter dir her."

„Ach, das meinst du?"

Er nickte, er war stumm vor Erregung.

„Aber der kommt doch zu meiner Schwester."

„Oh", brachte er heiser heraus, „oh, Anneliese."

In der Ferne glänzte die Straße, ein Auto näherte sich. Georg sagte: „Ich liebe dich."

Das Auto hatte in seine Worte hineingezischt. Trotzdem mußte sie ihn verstanden haben, er war ganz sicher.

„Ich habe dir etwas gesagt, Anneliese."

„So?" machte sie, aber schnell fing sie von neuem an: „Ich bin so häßlich zu dir, Georg. Aber ... weißt du, du solltest es doch noch einmal sagen. Ich höre es gern."

Da legte er ihr die Hand auf die Schulter und flüsterte etwas. Sie bogen um die Ecke.

Susanne Holtmann lacht

Skizze von Wilhelm Lennemann

Am Hange eines waldgekrönten Bergbuckels liegt ein kleines Bauerngütchen. Eine Witwe haust darin mit ihrem Knechte und ihrer Magd. Ihr eigenes Mädel hilft auch schon in der Küche und im Stall, und ihr Junge ist in diesem Jahre zum ersten Male hinterm Pflug geschritten. Die Erde gibt Brot und Zutat für alle fünf. Was will die Frau mehr! Darum sieht sie mit hellen Augen in die Welt; ihr Herz ist jung und ihr Sinn lebendig, noch haben Tag und Arbeit ihr Gesicht nicht vergrämt und ihr den Nacken nicht krumm gebogen. Stark vierzig ist sie und könnte doch noch als eine Dreißigerin gelten, die Susanne Holtmann!

In der aufhellenden Morgenfrühe verwehen die letzten nächtlichen Dämmer. Da stößt die Frau die Dielentür auf. Einen Augenblick steht sie und schaut in den steigenden Tag. Der Ruch der Felder weht ihr entgegen und füllt sie mit Wärme, daß sie meint, die Erde sei ihr doch gut und der Himmel gar so nahe.

Da trabt eine fremde Kuh vom Feldwege her auf den Hof, wie selbstverständlich, als gehöre sie hierhin. Die Frau lächelt. Schreitet über den Hof auf das Tier zu. Das bleibt stehen, läßt sich zwischen den Hörnern kraulen.

„Da hilft nun nichts mehr", sagt Frau Susanne leise, fast traurig, „du mußt wieder hinunter; du gehörst jetzt dem Echtermeier, der dich mir abgekauft hat!"

Die Kuh muht leise, sieht die Frau aus großen Augen klagend an. „Ich versteh' schon", antwortet die Bäuerin, „hast auch ein Herz, und das hat wieder hergewollt. Hat's dir denn gar nicht gefallen bei dem Bauern, daß du ausgebrochen bist aus der Weide?"

Und sieht an dem Tier herunter und sieht die prallen Euter. Da nickt sie: „Nun versteh' ich dich, Bleß. Da komm!"

Sie schreitet wieder in die Diele und das Tier ihr nach. Sie holt Schemel und Eimer und setzt sich und melkt die Kuh, daß sie ihrer Last ledig sei. Die steht und muht zufrieden.

Danach tut sie das Tier in den Stall und kettet es an. Wirft einen Arm voll Klee in die Raufe. Dann ruft sie die Magd: „Bringst diesen Eimer voll Milch dem Echtermeier; die Bleß sei mir soeben zugelaufen."

Sie geht mit über den freien Hofplatz und schaut ins Tal. Da sieht sie einen Mann den Hang hinaufschreiten, stet und ruhig, wie einer, der weiß, was er will.

Wieder lächelt die Frau, wissend und verstehend. „Liese", ruft sie dem Mädchen zu, „geh hinten herum, durch den Garten und den Wald, daß dich keiner sieht. Stellst dem Bauer den Eimer vor die Dielentür, brauchst auch nichts weiter zu sagen; der Bauer weiß schon Bescheid!"

Susanne Holtmann sinnt in die Zeit zurück ... Vor rund zwanzig Jahren war sie dem jungen Echtermeier versprochen. Beider Eltern waren sich einig. Und sie selbst schien auch nicht abgeneigt, wenngleich ihr Herz kein lautes Ja dazu jubelte. Aber ihr Vater war arm, und der Echtermeier hatte gerade den elterlichen Hof übernommen und gut in die Milch zu brocken; da durfte ihr Herz nicht so widerspenstig sein.

Aber als sie dann eines Morgens nach der Weide ging, die einzige Kuh zu melken, hatte sich das Tier in der Nacht auf und davon gemacht. Der Echtermeier habe sie eingefangen, wurde ihr gesagt. Sie ging hin; es war schon richtig, und gemolken hatte er sie auch schon. Also nahm sie das Tier am Strick und wartete, daß er ihr die Milch gebe. Aber da lachte er: „Die ist bereits in der Zentrifuge!"

Sie hatte ihn erschrocken angesehen: „Du weißt ..."

„Mein Recht!" hatte er gesagt und mit den Achseln gezuckt. „Muß jeder nehmen, was ihm zukommt, dein Vater die Straf' für den faulen Zaun, ich die Milch für Futter und Platz!"

Wortlos war sie gegangen mit Zorn im Herzen und Wasser in den Augen.

„Den nehm' ich in Ewigkeit nicht", hatte sie dann den Eltern erklärt, „der sieht nur auf den Beutel und nimmer aufs Herz!"

Und hatte ein Jahr darauf auf dies Gütchen geheiratet, auf dem sie heute noch saß. War sie auch nur wenig Jahre mit ihrem Manne zusammen gewesen und mußte nun selbst den Bauer spielen, so hatte sie ihren Schritt doch nie bereut. Der Echtermeier aber war ledig geblieben. Mit dem Geizkragen mochte keine Dirne etwas zu tun haben.

Ein Schatten schob sich vor die Füße der Sinnenden. Der Echtermeier war's. Sie sah auf. Ein kurzer Gruß hin und her.

„Die Bleß ist bei dir!" hub er an.

Sie nickte und schritt ihm voran in die Diele. Wies links in den Kuhstall. Er zog das widerstrebende Tier heraus. Sah es an. Sein schmalkantiges Gesicht verzog sich zu einem pfiffigen Lächeln: „Gemolken hast du sie auch schon; das gefreut mich, Susanne!"

„Du siehst's!" sagte sie lächelnd.

„Weißt noch damals?" fragte er vertraulich und zwinkerte mit den Augen. „Also, da hast dich jetzt auch bekehrt! Ja, wenn's in den eigenen Beutel geht, da weißt, was recht ist!"

Frau Susanne lächelte dunkel: „Da meinst also, daß ich von dir angenommen hätt?"

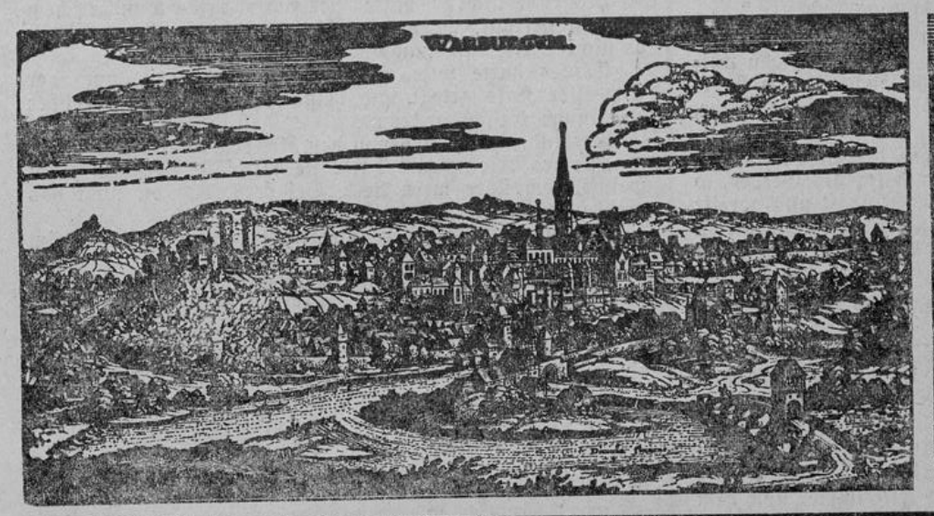
Der Bauer trat einen Schritt näher: „Will dir was sagen, Susanne. Hab' wohl gewußt, weshalb du mich nicht gemocht hast dazumal; hab' aber immer gedacht, sie wird's schon lernen, was eigener Nutz ist. Und da hab' ich die Kuh heute morgen extra laufen lassen. Wußt' schon, wo ich sie wieder fand. Wollt sehen, ob du gelernt hätt'st. Denn sieh, hätt' nun auch die Milch hier für mich bereit gestanden, da hätt' ich Eimer und Kuh genommen und hätt' nur ein Danke und ein Adjes gesagt und wär' meiner Wege gegangen: denn da hätt' ich wieder gewußt, daß du dich nicht zu mir finden tätst; aber jetzt, da mein ich, wo du auch meines Sinnes geworden bist, da könnten wir auch wieder anbinden, wo du abgerissen hast. Und wenn du so willst ..."

Da lachte Frau Susanne so voll und satt, daß ihr wiederum die Tränen in den Augen blitzten: „Auf die Prob' kann's dir an, Echtermeier! Da hab' ich dir die Antwort schon gegeben. Geh' nur heim; mein Ja oder Nein steht bereits vor deiner Dielentür!"

Der Eintritt der Magd, die von ihrem Gange heimkehrte, ließ den Bauer schweigen. Er wußte nicht, was die Bäuerin meinte; verdrossen zog er mit der Kuh ab.

Susanne Holtmann aber rührte bereits dem Kalbe den Trank an, und immer noch huschte da ein stilles Lächeln über ihr zufriedenes Gesicht.

Warburger Warte



Wöchentlich zweimal erscheinende
Unterhaltungsbeilage des Warburger Kreisblattes
die sich besonders der Pflege und Förderung des Heimatgedankens annimmt.

Geeignete Beiträge willkommen

Nachdruck der Originalbeiträge verboten

Schriftleitung: A. Schäfers, Warburg

Nr. 82 | 13. Oktober 1937 | 11. Jahrgang

Kinder des Rheins

7 — Roman von Anny Wothe

Wenn er in die Garnison zurückkehrte, da lag wohl schon die Genehmigung seines Abschiedsgesuches auf seinem Schreibtisch und all das Bunte und Glänzende seines jungen Lebens, das streifte er für immer ab, wie einen holden Traum, der für kurze Zeit seine Seele umflattert hatte.

Nie fand er den Weg zurück in das für ihn versunkene Königsland.

*

Hoch über dem Rhein lag Bertrudis Sommerheim, wie sie die herrliche Heinburg getauft, die ihr der Kommerzienrat an ihrem 21. Geburtstag als persönliches Eigentum geschenkt hatte.

Bertrudis wußte wohl ein solch fürstliches Geschenk zu würdigen, aber noch nie hatte sie den Wert der alten Zauberburg, die ihr Vater auf das glänzendste hatte ausbauen und einrichten lassen, empfunden, wie jetzt in den furchtbaren Tagen, die sie seit ihrem Hochzeitstage durchlebte.

Bertrudis war oft, besonders im Sommer, unerwartet, nur für Tage, zuweilen auch für Wochen, nach der Heinburg gekommen, die ein altes Ehepaar schon lange in ihres Vaters Diensten verwaltete. Traumselige stille Tage hatte Bertrudis immer oben verlebt und in ihrer Mädchenphantasie hatte sie es sich mit leuchtenden Farben ausgemalt, wie es sein würde, wenn sie hier einmal mit dem Mann ihrer Liebe leben würde, ganz ihrem Glück hingegeben.

Aber seltsam, seit sie mit Hanno verlobt war, hatte sie niemals mehr daran gedacht, ihn als Bräutigam dorthin zu führen. Die Burg war ihr urplötzlich, ohne daß sie wußte warum, wie eine geweihte Stätte erschienen, eine Art Heiligtum, das nur ihr Fuß allein betreten durfte.

Sie hatte sich selbst gar keine Rechenschaft über dieses seltsame Gefühl geben können. Allerdings hatte sie wohl zuweilen geschwankt, war aber stets zu dem Ergebnis gekommen: Hanno darf die Heinburg erst sehen, wenn wir verheiratet sind, dann will ich ihn in mein Märchenreich führen.

Hanno hatte zu dieser Marotte, wie er sie nannte, gelacht. Ihm lag gar nichts daran, sich da oben auf der alten Burg zu vergraben und sich daran zu erbauen, wie seine schöne Zukünftige in der Einsamkeit die Burgherrin spielte. Das lag ihm durchaus nicht. Er war froh, daß der Kommerzienrat dicht vor der Stadt eine hübsche Villa hatte für das junge Paar einrichten lassen.

Das herrliche Heim lag nicht allzuweit von den Werken, so daß es für Hanno leicht erreichbar war. Die Burg konnte ihm höchstens für einige Sommerwochen zur Erholung dienen und Hanno war sehr zufrieden, daß Bertrudis ihm diesen Schatz noch vorenthalten wollte.

Ein köstlicher Gedanke war es Bertrudis gewesen, dereinst den Geliebten in ihr herrliches Königreich führen zu können, ihm alle ihre kleinen Schätze und Märchenwinkel in der Burg zu zeigen und ihm zu sagen:

„Sieh, wie dort unten im Rhein, wo die versunkene Krone ruht, ist auch hier Königsland, das Land der Liebe. Dahin wollen wir uns heimlich und still flüchten, wenn die Welt da unten uns weh tut, hier wollen wir selig sein."

Und nun war sie an ihrem Hochzeitstage allein — nur von Gerdes begleitet — mitten in der Nacht blaß und verstört auf der Heinburg angelangt. Wie eine Verfolgte, die eine letzte Zuflucht gesucht, war sie über den dunklen Burghof gejagt, in dem das Verwalterehepaar mit erschreckten Mienen seine junge Gebieterin unsicher und scheu begrüßte.

Ohne Dank und ohne Gruß war Bertrudis an den beiden Alten vorübergeeilt. Wie gehetzt war sie durch die große Empfangshalle, die geschnitzte, gewundene Treppe hinaufgestürzt, die zu den andern Gemächern führte, wo auch ihr Schlafzimmer lag. Gerdes, selbst aus allen Fugen, vermochte Bertrudis kaum zu folgen.

Als die junge Frau über die Schwelle des Gemaches trat, sank sie mit einem Wehlaut an ihrem von rosenrotem Licht überhauchten Lager ohnmächtig zusammen. Gerdes und die Verwalterin, Frau Illgen, brachten Bertrudis zu Bett und Frau Illgen besorgte schnell heißen Tee, den ihr Gerdes reichte, aber sie sprach kein Wort. Gerdes saß lange vor dem Lager der Schwester, die kleinen Hände wie im Schmerz ineinander gerungen, doch kein Laut kam über ihre Lippen.

Unbegreiflich, entsetzlich erschien ihr das alles und was ihre eigene junge Seele heute getroffen, das schien weitab von ihr zu liegen.

„Ich möchte schlafen, Gerdes," sagte Bertrudis endlich, „tief und fest. Laß mich allein, du kannst es unbesorgt tun, ich schlafe gewiß die ganze Nacht traumlos und still."

„Bertrudis!" rief Gerdes leidenschaftlich die weißen Hände der Schwester ergreifend, die aus dem duftigen weißen Nachtgewande wie Marmorgebilde leuchteten, „nicht so. Klage, weine dich aus. Nur nicht diese furchtbare Ruhe, die ist ja entsetzlich."

Bertrudis lächelte fast mitleidig auf die Schwester hernieder. War sie auch nur fünf Jahre älter als Gerdes, so kam sie sich der Kleinen gegenüber ja so uralt und gereift vor, daß sie gar nicht begreifen konnte, warum sie diesen Schmetterling mit hierhergenommen hatte, der ihr nichts sein konnte in ihrer Herzensnot.

„Geh schlafen, Liebling," bat sie weich. „Morgen werden wir unsere Kräfte brauchen."

Zögernd nur erhob sich Gerdes. Sie verstand Bertrudis nicht. Sie verstand niemand. Ganz unbegreiflich erschien es ihr, daß das schöne und herrliche Hochzeitsfest so ausklingen konnte.

Frau Ilgen half Gerdes beim Auskleiden. Die Jungfer sollte erst morgen mit dem Gepäck folgen. Gerdes seufzte schwer. Dabei horchte sie von Zeit zu Zeit immer nach dem Nachbarzimmer hinüber, wo Bertrudis allem Anschein nach fest schlief. Sie konnte schlafen, die Schwester, die so Furchtbares erlebt?

Nicht lange darauf schlief auch Gerdes fest und bis in den hellen Morgen hinein.

Vierzehn Tage waren die Schwestern nun schon auf der Heinburg. Bertrudis hatte den Besuch ihres Vaters und ihres Bruders, die immer wieder durch den Fernsprecher bei ihr nach ihrem Ergehen anfragten, kurzer Hand abgelehnt. Sie wollte allein und ungestört sein.

Auch Tante Julie sollte nicht kommen. Bertrudis wußte gar nicht, daß Tante Julie gar nicht gekonnt hätte. Sie war durch Babettes Pflege, bei der sich ein hitziges Nervenfieber entwickelt hatte, voll in Anspruch genommen.

Bertrudis wußte nichts von Babettes Rettung durch ihren Bruder und ahnte nicht, daß die Gespielin krank in ihrem Vaterhause lag. Gerdes hatte es nur durch ihren Bruder am Fernsprecher erfahren. Sie war nun voller Unruhe darüber und ängstlich bemüht, es Bertrudis zu verheimlichen.

Wie in schweigender Uebereinstimmung wurde der Hochzeitstag nicht mehr zwischen den Schwestern erwähnt, auch Hannos Name nicht. Bertrudis wollte keine Aussprache und Gerdes kannte die Schwester zu gut, um nicht zu wissen, daß alles vergeblich sei, sie von dem Weg abzubringen, den Bertrudis gehen wollte.

Gerdes war es unheimlich in Bertrudis Nähe. Sie war froh, als die Schwester sie bat, wieder ins Vaterhaus zurückzukehren. Mit der ganzen Kraft ihrer jungen Seele und Liebesfähigkeit hätte Gerdes gern der Schwester beigestanden, aber an Bertrudis müder Gleichgültigkeit erlahmte alles.

Den ganzen Tag brachte sie auf der großen Terrasse der Burg zu, der sogenannten Tanzterrasse, weil sie am 21. Geburtstag der jungen Besitzerin zum ersten Mal den festlichen Rahmen abgab für die tanzlustige Jugend. Die Damen in wallenden, lichten Gewändern mit Blumenkränzen im Haar. Die Herren die Stirn mit Reblaub umwunden, alle hatten sie mit Gerdes, der damals kaum Sechzehnjährigen, getanzt.

Gerdes konnte es nicht vergessen. Zu wonnig war das gewesen, trotzdem es damals Herbst war. Jetzt lag noch überall leuchtendes Sonnengold, überall dufteten und glühten die Rosen und doch schwebte es wie Grabeshauch über der Tanzterrasse, von der man weit über den Rhein und das Siebengebirge Ausschau halten konnte in das rebenumkränzte Königsland.

„Komm mit nach Haus," hatte Gerdes die Schwester gebeten. „Hier in der schrecklichen Einsamkeit mußt du ja vergehen."

Da hatte sie Bertrudis groß und verwundert angesehen.

„Ich komme nie wieder nach Haus," hatte sie geantwortet, „wenigstens nicht, um dort mit euch zu leben. Ich werde immer hier oben einsam sein."

„Das ist ganz verrückt," war es Gerdes Munde entfahren. „Du kannst dich doch nicht auf der Burg für immer begraben!"

„Warum nicht?" hatte Bertrudis mit wunderlichem Lächeln gefragt. „Bin ich nicht lange gestorben, und ist es nicht Sitte, daß man die Toten einsargt?"

Gerdes hatte leise aufschluchzend die Arme um der Schwester Hals gelegt und heiße Tränen waren ihr über das junge Gesicht geströmt.

Bertrudis hatte liebevoll den blonden Kopf aufgerichtet.

„Armes Kleinchen," hatte sie mitleidig gesagt. „Du weinst noch über mein Leid. Sei froh, daß du nicht das gleiche zu tragen hast."

Daran mußte Gerdes immerfort denken, als sie im Auto abwärts fuhr, ihrem Vaterhause zu.

Trug ihre Seele nicht gleiches Leid? Sie hatte oben auf der Heinburg so viel Zeit gehabt, darüber nachzudenken. Nur, daß sie es anders trug als die Schwester.

Auch auf ihre Seele war am Hochzeitstage Bertrudis' ein dunkler Schatten gefallen.

Erst das blendende Licht, die himmelstürmende Seligkeit in dem Bewußtsein ihrer Liebe zu Jochen von Winkel, und dann die Ernüchterung, als sie erkannte, daß er, dessen Augen sie zärtlich verheißend angestrahlt, gar nicht daran dachte, sie, wie die Prinzessin im Märchen, heimzuführen. Es war schändlich, wie er mit ihr gespielt. Oft hatte Gerdes das Gefühl, als müsse sie den Kecken, Verwegenen hassen, der ihr gezeigt, daß er sie mit all ihrem Geld nicht begehrte. Das Weh darüber und die Bitternis hatte sie tapfer niedergekämpft. nur der Zorn gegen Jochen war geblieben.

Sie dachte schweren Herzens an ihr jetzt so stilles Vaterhaus, das nun, wo auch Babette dort krank lag, gewiß von jedem Verkehr abgeschnitten war. Ihr graute vor den Menschen und doch hatte sie Furcht vor der Einsamkeit. Am liebsten hätte sie irgend etwas begangen — einen tollen Streich — etwas ganz Verrücktes, bloß um irgend etwas zu erleben und nicht an den denken zu müssen, der sie unendlich tief verletzt und bitter gekränkt hatte.

Der Autoführer mäßigte seine rasende Fahrt. Sie fuhren durch „Wilhelmssegen". Zuerst an den Arbeiterwohnungen vorüber, dann an den Werken und Beamtenhäusern vorbei. Die rauchenden Schlote waren Gerdes lieb und vertraut. Von Kindheit an war sie hier heimisch gewesen und fast in jedem Hause bekannt und beliebt, wenn sie kam, Not und Elend zu lindern und Kranken Trost zu bringen.

Wie immer liefen die Kinder der Arbeiter ihrem Auto nach und umringten es jubelnd und fragend, so daß Gerdes nur ganz langsam vorwärts kommen konnte. Nun endlich hatte sie die muntere Schar hinter sich, für die sie heute nur mühsam ein Lächeln fand.

Der Weg führte am Eingang zum alten Silberbergwerk vorüber. Nur wenige Arbeiter begegneten ihr, die Grubenlichter in der Hand. Ihr „Glückauf!" klang heute, wie es Gerdes dünkte, besonders ernst und schwer.

„Halten Sie!" rief sie plötzlich unvermittelt dem Führer des Kraftwagens zu.

Im Augenblick hielt das Auto und Gerdes sprang ohne Besinnung heraus und schritt auf Jochen von Winkel zu, der, den Hut in der Hand, am Wege stand und sie ehrerbietig aber fremd grüßte.

Eine fliegende Röte lief über das braune Gesicht Jochens, als er Gerdes auf sich zukommen sah. Mit der Selbstverständlichkeit der Herrin fragte sie kurz:

„Wie kommen Sie hierher? Was wollen Sie hier?"

Ihre blauen Veilchenaugen blitzten zornig und sprühten förmlich auf, als Jochen voll Zurückhaltung erwiderte:

„Ich wohne hier, gnädiges Fräulein."

„Sie — Sie wohnen hier?" kam es grenzenlos erstaunt aus ihrem Munde. „Hier auf „Wilhelmssegen", und ich weiß nichts davon? Das ist doch wohl nur ein Scherz?"

„Solcher Scherz stände mir schlecht an, gnädiges Fräulein, es ist, wie ich sage," gab Jochen gemessen zurück, ohne daß ein Muskel in seinem Antlitz bebte.

„Aber mein Gott, was machen Sie denn hier? Sie können doch unmöglich hier wohnen. Ich denke, Sie stehen in Koblenz?"

„Habe gestanden, gnädiges Fräulein. Seitdem ich in den Werken Ihres Herrn Vaters angestellt bin, wohne ich hier."

„Sie sind nicht Offizier?" Gerdes fragte es schnell, atemlos und ihre Augen richteten sich fast gebietend auf das entschlossene junge Gesicht.

„Nein, mein gnädiges Fräulein, ich verwirkte das Recht, die Uniform zu tragen. Doch die Güte Ihres Herrn Vaters, der mir hier eine Anstellung gab, machte es mir möglich, sie in Ehren auszuziehen. Und nun bitte ich um meine Entlassung. Der Herr Direktor erwartet mich zu einer Besprechung, uno ich muß als Neuling doppelt pünktlich sein."

Gerdes starrte ihn sprachlos an.

„Sie sind ja sehr pflichtgetreu," spöttelte sie dann und ärgerte sich mehr und mehr. „Wollen Sie mir nicht sagen: ich bedauere sehr, daß ich Sie überhaupt gekannt? Was habe ich Ihnen denn getan," stieß Sie mit Tränen hervor, „daß Sie mir in dieser Art und Weise begegnen?"

Jochen senkte einen Augenblick tief den blonden Kopf, dann sah er ihr fest und gerade in die Augen und seine Stimme klang unendlich weich, als er zu ihr sprach:

„Sie haben mir nichts getan, gnädiges Fräulein, sondern haben mir in der Zeit, da ich mit Ihnen sein durfte, nur Licht und Sonne gespendet. Aber ich habe nicht das Recht, mich in der Sonne zu wärmen, und darum bitte ich höflichst, mich nicht weiter zu beachten, wenn ich Ihnen zufällig wieder begegnen sollte. Alles Glück der Welt sei mit Ihnen."

Er zog tief seinen Hut, und dann schritt er hoch und aufrecht dem Hauptgebäude zu.

(Fortsetzung folgt)

Falsches Gerede

Erzählung von Karl Bahnmüller

Leergeweht dehnten sich die Straßen, und sie warteten schon auf die Nacht, als ein junger Mann durch die Torfahrt heraustrat und an den Häusern entlang ging.

Einer von den Burschen, die an der Ecke standen, streckte seinen vogelhaften Kopf weit vor. Dann wies er auf jenen, der jetzt den dämmernden Platz querte: „Wißt ihr, wo der dort gewesen ist?"

„Nein, woher sollen wir das wissen?"

„Ich will's euch sagen: Bei Schalpes im dritten Stock. Er ist hinter Anneliese her."

„Nun ja, laß ihn doch!" hieß es gleichgültig.

Aber ein anderer inmitten des Haufens spannte sich. Schon hob sich auch seine Hand, um den, der so gut Bescheid zu wissen schien, an einem Zipfel zu packen, doch er griff nicht zu. Er hatte sich anders besonnen. Das war Georg Döcker, zäh und braun wie die meisten.

„Ich geh jetzt", sagte er langsam, und dabei schlug die Ader an seinem Hals stark und schnell.

Sie ließen ihn laufen, und er sand hinauf. Sein Vater blickte über die Zeitung weg: „So früh?"

Georg nickte nur. Später lehnte er am Fenster und sah auf die Straße hinab, wo die Laternen wie Blumen entsprossten.

Er hatte Anneliese bereits damals gekannt, als sie, ein anmutiges, offenes Kind, zur Schule hüpfte. Ihm waren die Mädchen noch gleichgültig. Viel lieber, als daß er sich mit ihnen einließ, zwängte er sich durch das verfilzte Unterholz der Wälder. Doch Anneliese fiel ihm auf: Ernsthaft war sie, und sie kicherte nicht so geziert und albern wie die übrigen.

Einmal schenkte er ihr eines von den blaugestreiften Federchen, die der Häher trägt. Sie nahm es. „Oh, es ist schön", meinte sie, „ich will es in mein Lesebuch legen."

Einige Monate danach hörte er sie hinter ihm herrufen: „Du, Georg, das Federchen liegt noch immer in meinem Lesebuch."

Ihm aber schlug die Stimme um, und seine Hosen deckten auf einmal die Knöchel nicht mehr. Mit Anneliese konnte er nun nicht mehr reden, sie wurde ihm fremd und ebenso läppisch wie alle Mädchen.

Eines Winterabends lief sie ihm über den Weg. „Was machst du denn jetzt?" fragte er sie und sah, daß kleine, lustige Schneesternchen in ihrem Haar hängen blieben.

„Ich helfe daheim."

„So, du hilfst daheim?" — „Ja."

Er hauchte in seine blauroten Hände: „Kalt ist es, nicht wahr?" — „Ja, und es wird noch kälter werden."

Sie schwiegen, und der Schnee fiel. Er deckte zu, was sich schwarz aus dem Grauen hob: Dächer, eine Laterne. Schmerzlich fühlte Georg, wie unbeholfen er war. Da stand das Mädchen, sanft gerötet, und sie harrte mit ihm aus in der Kälte, und er wußte nicht, was er ihr erzählen konnte. Vielleicht lachte sie sogar über ihn.

„Es kann übrigens sein", äußerte er plötzlich, „daß ich fortgehe."

Solche Gedanken waren ihm noch nie gekommen. Er wußte wohl, daß er log, aber nun, da angefangen war, wollte er nichts zurücknehmen: „Tatsächlich. Ich hab' mir gedacht, ich fahre nach Hamburg. Verstehst du, nur für den Anfang. Dann kann ich es wie der lange Martin machen. Der war auch einmal Heizer auf einem Amerikadampfer."

„Ja, ich weiß."

„Du denkst wohl, ich kann das nicht?"

„Ich glaube schon."

„Du glaubst schon", ereiferte er sich, „du glaubst schon. Wenn ich das höre ... ganz genau mußt du das wissen. Oder bin ich etwa nicht stark? Bin ich ... aber so seid ihr Mädchen. Mit euch ist ja überhaupt nicht zu reden."

Sie preßte den Mund zu, und er ließ sie stehen. Schnee wirbelte in die Fußtapfen.

Fortan meinte er, er habe Wichtigeres zu tun als sich mit Mädchen abzugeben, die man gerade erst aus der Schule gelassen hatte ...

Es wurde wieder Sommer, und dann sah er Anneliese auf dem Hofe stehen. Sie war noch wie im alten Jahr und doch anders, alles an ihr war ins Weichere verwandelt. Zum erstenmal wollte er den Arm um sie legen, er wollte ...

Aber was hatte sie denn? Sie wich ihm aus, ihr Blick verschwamm vor dem seinen und wurde leer. Ach, sie war noch immer nicht ausgewachsen!

Abends, wenn er heimkehrte aus dem Sägewerk, bemerkte er auf einmal, daß man hinter ihm herblickte. Es waren ausgewachsene Mädchen, breit und rund, und sie verdrehten ihm den Kopf.

Er war blind bis zu diesem Abend, da er hörte, irgend einer sei hinter Anneliese her.

Nun, er würde ja sehen.

Eine unruhige Nacht schwand hin, aber am nächsten Abend stand Georg vor Polles Laden. Schon war die große Tür geschlossen, und alsbald würde Anneliese heraustreten.

Es wollte ihm aber nicht gelingen, sich erstaunt zu geben. Allzu heftig geriet der gespielte Ruck, fehl der Anruf. Und wie abgestanden hörte es sich an, als er fragte: „Ja, Anneliese, seh' ich dich auch einmal wieder?"

Doch ganz anders, als sie in seinem Gedächtnis bewahrt war, trat sie auf ihn zu. Vor soviel blühender Vollendung überschlug sich sein falsches Erstaunen und wurde echt.

„Schon lange ...", setzte er an und fand nicht weiter, „schon lange ..."

„Was denn, Georg?"

Er dachte: Sie hat mich beim Namen genannt. Plötzlich war es so, als ob er nun gleich die Hand auf ihre Schulter legen dürfe, und es zuckte ihm schon im Arm.

„Ich komme ...", stotterte er, ich meine, gehst du nach Hause?"

„Ja, nach Hause. Haben wir denselben Weg?"

„Nein, eigentlich, nein."

„Ja dann ..."

„Aber ein Stückchen könnte ich dich begleiten. Das heißt, wenn es dir paßt?"